

Trockenei, Wochenbatzen und Vikare

Notvorrat

Von den Behörden war der Bevölkerung schon vor Ausbruch des Krieges empfohlen worden, Notvorräte anzulegen, hamstern war jedoch verpönt. Mama, die schon den ersten Weltkrieg als junges Mädchen in Norditalien erlebt hatte, handelte mit einiger Erfahrung.

In grossen Stoffsäcken lagerte sie Zucker, Reis, Mais und Mehl. Einmal im Monat mussten diese Lebensmittel mit einem langstieligen Holzlöffel umgerührt und bewegt werden, damit sich kein Ungeziefer ansiedelte. In Blechbüchsen waren Kaffee und Tee, in einer Truhe Kernseifen. Im Keller gab es Steinguttöpfe mit eingelegten ganzen Eiern (in «Wasserglas» konserviert), mit Fett, eingekochter Butter, Büllacher Flaschen voller Obst und Bohnen, Gläser mit Honig.

Briketts und Eier-Kohle für den Not-Stubenofen, der die ganze Wohnung erwärmen musste, da die Zentralheizung gar nicht mehr in Gang gesetzt wurde, viel Holz und selbergesammelte Tannzapfen zum Anfeuern waren vorhanden und wurden langsam und äusserst sparsam abgetragen während der langen Winter. Auch Strickwolle hatte Mama vorsorglich noch eingekauft, solange es möglich war. Wolle wurde zum Mangelartikel, weil ausserordentlich viel für die Soldaten im Aktivdienst gebraucht wurde.

Die Farben der Vorratswolle entsprachen halt dann nicht immer unsern Wünschen. Als der Krieg vorbei war, musste ich noch einige Zeit Pullover tragen, die ich ausgesprochen hässlich fand!

Zu Weihnachten bekamen meine Schwestern und ich ganz lange, handgestrickte Strümpfe geschenkt, an den Oberschenkeln glattgestrickt, ab Kniehöhe, wo sie sichtbar waren, mit schönen Zopfmustern, von beige oder hellgrauer Farbe. Diese Art Strümpfe waren plötzlich Mode geworden, weil sie herrlich warmhielten in den fast ungeheizten Räumen und im Freien. Lange Damenhosen (striktestens nur zum Skifahren!), Strumpfhosen oder Winterstiefel waren noch nicht üblich. Lag viel Schnee, so zog man Bergschuhe an.

Mama besass ein Paar Halbschuhe aus Italien, hübsch anzusehen und sage und schreibe – mit Lammfell gefüttert. Da sie und wir beiden Töchter, alle drei grossgewachsen, ungefähr gleichgrosse Füsse hatten, durfte jeweils diejenige, die an einem bestimmten Tag besonders der Kälte ausgesetzt war, diese begehrten Schuhe anziehen. Wir haben dieses eine Paar reihum bis zum völligen Durchgescheuertsein getragen!

Rationierungsmarken

Jeden Monatsanfang holte man sie im Gemeindehaus ab und hütete sie wie den eigenen Augapfel.

Was man zugeteilt erhielt durch die Märkli, war oft sehr kärglich, für uns jetzt kaum vorstellbar.

Meine Mutter sammelte wie die meisten Hausfrauen sogenannte Kriegsrezepte. Man behalf sich, so gut es ging, mit Ersatz: Saccharin oder Melasse statt Zucker, Gemüsebraten mit Haferflocken statt Fleisch, Trockeneipulver etc. Nach einem Versuch mit Kriegs-Weihnachtsguetsli, die vor lauter Ersatzstoffen steinhart geraten waren, beschlossen wir, zukünftig nur ganz ganz wenig, dafür aber echtes und umso kostbareres Weihnachtsgebäck herzustellen.

Wir assen sehr viele Kartoffeln und Gemüse aus der «Anbauschlacht»; aus den schönen Gärten und Parkanlagen waren Äckerlein geworden. Ich erinnere mich gut, wie ich nach dem Krieg die Blumen in den Gärten so wundervoll fand.

Unsere zwei Cousins aus Italien studierten damals in Zürich. Sehr häufig verbrachten sie den Sonntag bei uns. Was Mama für vier so hungrige junge Leute auf den Tisch zauberte! Ein Dessert ist mir unvergesslich: Zwieback, Apfelmus und Vanillepudding ergaben eine feine Lagentorte!

An diesen Familiensonntagen entwickelte sich am Abend ein Ritual: Mama holte mit feierlicher Miene ihr Märkli-Etui, hantierte mit den Karten herum, überlegte und wog ab, auf welche Marken vielleicht den Neffen zuliebe verzichtet werden könnte, während diese, wohlgezogen durch eine italienische Mutter, sich übten im «fare complimenti», abwehrten, uns doch nicht «hungern lassen» wollten – ein wortreiches Hin und Her. Immer endete es zu guter Letzt damit, dass die beiden Studenten verschiedene Märklein zu den eigenen in ihren Brieftaschen versorgten. Meiner Schwester und mir, eher schweizerisch-gerade-heraus gewöhnt, war das ganze Spiel peinlich. Wir versuchten es zu unterbinden. Merkst du denn nicht, belehrten wir die Mutter, dass die beiden gar kein Interesse an deinen Märkli haben? Gib's doch auf!

Sie liess sich aber nicht beirren. Viel später gestanden uns die Cousins, der guten Tante Annas Zusatzmärklein hätten ihnen aus dem ewigen Hungergefühl geholfen. Sie seien jeweils glücklich zum Bahnhof gerannt und zurück nach Zürich verschwunden.

Wochenbatzen

In Katharina Zimmermanns Buch «Die blaue Mauer» las ich kürzlich die folgenden Zeilen (S. 17):

«Wochenbatzen war ein weiteres Wort, kein schreckliches, nur ein freudloses aus jener Zeit. Ich hatte die Südseite der Effingerstrasse zu machen. Jede Woche halbfinstere Treppen hinauf, warten vor Türen, bis man zu läuten wagte, bitten um die zehn Rappen, die meist ungern gegeben wurden. Wofür, war mir nie ganz bewusst. Für Flüchtlinge, für Internierte, für Kriegskinder, die in zerbombten Städten am Hungern waren.»

Soweit Katharina Zimmermanns Erinnerung aus ihrer Kindheit in Bern.

Da leuchtete meine eigene in Küsnacht auf: Genau so hatte ich diesen Wochenbatzen auch erlebt. Ich hatte das lange Mehrfamilienhaus mit den vielen Wohnungen ennet der Bahnlinie zu machen. Jeden Samstag tat ich den unangenehmen Gang. Und immer mit der unausgesprochenen Frage: Warum geben mir die

Leute nicht gleich fünfzig Rappen oder einen Franken aufs Mal? Es käme doch auf dasselbe heraus und wäre soviel einfacher.

Einige taten es schliesslich, andere waren nicht dazu zu bewegen. Auch mein schüchternes Erklären, die nächsten Wochen sei ich in den Ferien, ob sie vielleicht deshalb ... kam gar nicht gut an.

Sammlungen

Was wir heute Recycling nennen, war in den Kriegsjahren hoch im Kurs, weil ja an allem Mangel herrschte.

Papier, Karton, Blechbüchsen (sauber ausgewaschen und möglichst unbeschädigt zum Wiederverwenden), Textilien, Knochen (für Seife oder Knochenmehl), Pneus (zum Aufgummieren oder für Schuhsohlen), alle Metalle, Kompostabfälle als Schweinefutter und noch vieles wurde gesammelt.

Wir Schulkinder hatten häufig und immer wieder Sammlungen durchzuführen.

Im Schulhaus Zürichstrasse, dem schönen Gebäude, gab es Kellerräume mit grossen Fenstern zu ebener Erde. Dort mussten wir unser Sammelgut durch die aufgesperrten Öffnungen reichen. Hilfsbereite Hände streckten sich uns entgegen und nahmen uns Zeitungsbündel, Schachteln und Säcke ab.

Es waren Frauenverein-Damen, die in Ärmelschürzen und mit Kopftüchern um die Haare im manchmal fast undurchdringlichen Staub standen und mit Ausdauer und Entschlossenheit die schwere Arbeit taten. Dabei hatten doch mehrere von ihnen Hausangestellte und waren an ein bequemerer Leben gewöhnt.

Der Lehrer im Militärdienst

Obwohl der eine unserer Sekundarlehrer schon grauhaarig war, musste er immer wieder einrücken. Da erschienen dann jeweils sehr junge Männer, vielleicht noch in der Ausbildung, als Vikare.

Einmal war einer besonders streng und gab ungeheuer viele Hausaufgaben. Ich fand, statt heimlich zu schimpfen, wäre es klüger, ihm unsere Unzufriedenheit offen zu sagen. Gut, mir wurde diese Aufgabe zugeschoben.

Aber o je! Der Stellvertreter lachte mich böse aus und nannte mich – ein Klageweib. Blutübergossen stand ich hilflos da in meiner ganzen aufgeschossenen vierzehnjährigen Länge.

Nein, dieser Ironie waren wir alle miteinander nicht gewachsen. Gehorsam war zu jener Zeit höchstes Erziehungsziel. Diskutieren mit einer Respektperson kam gar nicht in Frage.

Ein anderer dieser Vikare verblüffte uns in der Singstunde. Mit kräftiger Stimme sang er uns neue Lieder vor, sich selber mit Bravour am Klavier begleitend.

Vorbei die unbeliebten Stunden, in denen wir langweilige Frühlings- oder sentimentale Abendlieder singen mussten! So verstaubtes Zeug! Landsknechtlieder, Lieder von Tod und Auflehnung, die entsprachen unserer Seelenlage, die schmetterten wir begeistert. Sogar die Knaben, die sich doch sonst mit ihrem

Stimmbruch zu drücken suchten, waren plötzlich gern dabei und hatten ihre Stimme wiedergefunden.

Franzosenkind

Da und dort in der Nachbarschaft tauchten fremde Kinder auf: aus Frankreich, zur Erholung, weil sie zu Hause nicht genug zu essen hatten, die Väter im Krieg oder in Gefangenschaft waren, die Mütter auswärts arbeiten mussten.

Ein zierliches Mädchen mit dunklem Bubikopf wohnte in der Apotheke, trat in unsere 6. Klasse ein. Wir hatten denselben Weg zum Schulhaus Rigistrasse. Aber reden konnten wir nicht miteinander.

Mir fiel ein Spottgedicht aus Bergamo ein, das uns Mama zur Belustigung manchmal vorsprach. Es ging darin um die klang-, aber nicht sinngemässe Ähnlichkeit mancher Wörter in der bergamaskischen Sprache mit französischen Wörtern. Das führte zu lustigen Missverständnissen.

Eines Morgens nahm ich meinen Mut zusammen und fragte die kleine Französin schüchtern «comment s'appelle?», wie ich mich erinnerte aus jenem Gedicht. (Dort antwortete der Bergamasker Obsthändler dem Franzosen auf diese Frage «aber nein, die Nüsse schält man – se pèlem – doch nicht, man knackt sie!»)

Erstaunt guckte mich die Kameradin an, denn selbstverständlich wussten wir alle, wie sie hiess, erwiderte mir aber höflich ihren Namen. Es hatte tatsächlich funktioniert!

8. Mai 1945

Das Kriegsende wurde seit einiger Zeit erwartet, und dessen Gestaltung konnte deshalb im voraus geplant werden.

Als der ersehnte Tag endlich angebrochen war, wurde uns Sekundarschülerinnen und -schülern gesagt, es würde eine Geldsammlung für die Schweizerpende durchgeführt, gleich am Nachmittag des Waffenstillstandstages. Der Klassenlehrer käme sogar selber mit.

Wir sollten leere Ovo-Büchsen umkleben, mit dem Schweizerpende-Signet (schräggestelltes Schweizerkreuz im Kreis) kenntlich machen, oben einen Schlitz für die Münzen. Und wir sollten uns Mühe geben, alles exakt und säuberlich gestalten, vielleicht könnten wir uns etwas Zusätzliches, Originelles einfallen lassen. Mit leichter Verachtung in den Mundwinkeln gab der Lehrer diese Anweisungen, so wie es seine Art war, uns, vor allem die Buben, von oben herab zu behandeln und uns nicht viel zuzutrauen.

Am Nachmittag erschienen unsere Kameraden mit einer glanzvollen Bastelarbeit: In einem grossen Rucksack steckte eine Schachtel und oben darin ein riesiger Trichter. Der war mit signetgeschmücktem Papier tadellos umklebt und lud geradezu ein, Geld in grossen Mengen einzuschiessen.

Wie wir Mädchen unsere Buben bewunderten! Selbst der Lehrer machte grosse Augen und murmelte etwas Lobendes.

Dann trabten wir los, die Seestrasse bis zur Erlenbacher Grenze war unser Revier. Zu zweit oder in Grüppchen «bettelten» wir bei jedem Haus, jeder Wohnung. Wir wurden meist freundlich empfangen, der Lehrer blieb beim Leiterwagen, auf den wir den Geldtrichter-Rucksack plaziert hatten und in den wir von Zeit zu Zeit unsere Büchsen entleerten, lauter Münzen, wenn's hoch kam ein Zweifränkler, als grosse Seltenheit ein Fünfliber.

Wir waren zufrieden, dass uns fast niemand abwies. Die Leute waren glücklich, dass der Krieg zu Ende war und voller Dankbarkeit. Das machte sie freigebiger als gewöhnlich.

Es war ein sommerlich warmer Tag. Ich hatte (sogar ohne Kampf mit der ängstlichen Mutter) die Strümpfe gegen Kniesocken vertauschen dürfen und fühlte mich wohl in einem Baumwollkleid.

Draussen beim Strandbad meldete ich mich entschlossen für ein bestimmtes Haus. Da wohne eine Freundin meiner Mama, die ich gut kenne. Also läutete ich an der Hausglocke. Frau G. hatte den Beitrag schon bereitgelegt und lächelte uns zu, als sie ihn überreichte. Denn wir erstarrten zu Stein und glaubten uns ins Märchenland versetzt: eine Hunderternote.

Wahrscheinlich haben wir das «Danke» nur stammeln können. Soviel Geld, das war ja nicht zu fassen!

Wir stoben die Einfahrt zur Seestrasse hinauf, ausser Atem frohlockten wir von weitem: Seht doch, eine Hunderternote! Es war, als wären wir selbst beschenkt worden.

Myrta Schweiter-Crotta